

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Die goldene Regel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben-
drein noch aufgebauet, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent-
wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede
Bewertung. Das Weib ist dem spanischen Priester eine
Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument sei-
ner Gelüste und das Mittel, zu Einfluß und Geld zu kom-
men. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs im-
moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegisches
Babel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist.
Die Politiker werden allenfalls noch als Nachhaber ein-
geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen
verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhaftes
und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist
die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die
Sejanten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts
als kein anderer Zweck als Geld zu beschaffen. Die
sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Klerus la-
sen sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot
und viel Krug. Glückliche und Unglückliche und unver-
meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit
sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt,
beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In
seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur
ihm allein. Er muß sich hüten, sein Innerstes aufzudecken,
denn im Priesteramt wird er seinen Freund finden, der ihn
verstehen will.

Der spanische Klerus läßt sich einteilen in Männer des
Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im
Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Män-
ner eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber
auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der M-
nistranten rief in ihnen Entsetzen wach, und doch sind auch
sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine vage Doktrin hal-
ten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den
Altar treten lassen, während sie noch den Ault der letzten
weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei
verleumden sie den Nächsten oder schmieden Mordpläne.
Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen
Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben.
Das ist die Mehrzahl des hohen Klerus, von dem die
einen Atheisten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen
im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühzeitig
getroffen von der Messe und fassen ihren Beruf überhaupt
lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und
unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel-
tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie-
sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält
und für die etwa aus dem Bunde hervorgehenden Kinder
wenigstens als ihr angeblicher Vaters und Nichten sorgt.
Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge-
wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die
Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Eroberung der
Chefrau, der liebenswürdigen Witwen und Maiten. Die
Priestermoral spiegelt sich in dem Sakristeier: „Mor-
gens Priester, mittags Jesuhammer und nachts Ehegatte.“

Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung.
Auch fehlt es sonst nicht an wider natürlichen Vorkommis-
sen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein
Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im
Einkerkern mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche
Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet
hätte. Seitdem die Sejanten und die Fräulein an der Ver-
schaffung sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Klerus
erstaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast
mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistesfreiheit

Paul.

Von Georges Clemenceau.*)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder
sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofsaufen schlief und
des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe-
kannten Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein.

Es gibt Kinder, die in Privatwillen in den Champs
Elysees zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden
zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend,
Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen
Häusern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts
zu sagen.

Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern,
in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verstecken, in
Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen
im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst,
bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe
der anderen zu stören. Man sieht sie vermahrt umher-
streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers
ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem,
woran sie Mangel leiden und zu essen verlangen, sobald sie
Singer haben, was eine vom Geseh unterlagte Bettelhaftig-
keit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den
Anspruch, sie zu erretten. Doch wenn sie leben wollen? . . .
Nicht weiter! Wie verwickelt ist doch das Geseh!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begrei-
fend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu-
kunftiger Landstreicher beschloffen, sich auf einen Wirtshausen
schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch-
drangte seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr-
ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all-
gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens
auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit
vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verwickelt,
die Lippen bläut, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das
dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab.
Eine trübe Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig
vorüberhasteten.

Indes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung
fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Gu-
ten erheitert werden, daß die, welche nichts zu essen haben,
sich ohne Karm in Singerskrämpfen winden und daß die-
jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben,
den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuden-
gen lästigen fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon-
striertisch des Sörasales und das Reichthumshaus bieten
in Dringlichkeitsfällen ihre göttlichen Räume. Die Straße
weist das obdunkelte Gesicht zurück. Es ist verboten, das
seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, das zu sterben.

*) Uebersetzt von Elsa Sigall.

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine
erschöpfende Untersuchung des obersten Moralprinzips zu
bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen.
Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Auffassung
des ethischen Kardinalgesetzes berührt. Die christliche Reli-
gion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie dich
selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die
Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch
sich selbst liebt. Gehege erstrecken sich nun im Allgemeinen
auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun
und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle.
Man kann auch in der Tat seine Gefühle vordrängen. Aber
auch schon das Gebieten selbst ist bedenklich. Ist es der
menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden
anderen liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze
Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird
von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch
seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem ange-
gebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines
göttlichen Geheges bedürfte es aber in diesem Falle nicht.
Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen
in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung,
wie die Kriege bekunden und das ganze soziale Leben zeigt.
Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen
entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst
lieben kann, ob das oberste christliche Sittengesetz nicht eine
Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter
Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder
individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steckt in der
Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Ver-
nunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil
sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist
die Grabbestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie
die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Näch-
sten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine
Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Men-
schen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber
oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die
Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern
und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun
seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich
selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der
Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschrän-
kung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch
der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, wel-
cher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des-
selben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der gött-
liche Lohn wie die göttliche Strafe setzen zu ihrer Voll-
endung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns
Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jen-
seits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit läßt
von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaub-
haft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht
einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber
abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre
Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das
sittliche Bewusstsein zu heben, den Menschen zu veredeln.
„Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“
lautet die geläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürfnis-
lose Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel
mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen
würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen
haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von
Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden
entsprechen können. Auch wird das, was man von anderen
erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und
zeigt sich viel sanftermüthiger gegen diese Verirrung, als wenn
es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allem stand-
dächtige Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib
handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel-
lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar-
dinalshut bis zu den niedrigsten Ventilen ist alles zu kaufen.
Gängig die Verleihung einer Priester in einzelnen Fälle
von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege
der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon
in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu
vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld,
Dienst und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung
von seinen solchen Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise
zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch.
Die Schlafzimmer der intimen Fremdlingen der Minister
und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen
Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die
Büchereien der Monarchen, und die Munitiatur, —
vor allem die Munitiatur, denn der Munitus beschafft sich
eine ständige Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten
für die Mitra und die hohen Kirchenposten eine Empfeh-
lung in Rom verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind
für die Zusammenziehung des geistlichen Personals von grö-
ßerer Bedeutung als die Amtsstuben der bischöflichen Ka-
läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr
den Tarif. Eine Erbschaftsumlage kostet 100,000 Peletas,
eine Bischofswürde 50,000—60,000 Peletas, ein Domherrn-
amt 10,000—25,000 Peletas. Für einen Kardinalshut sind
außerdem noch an den span. 10,000 gr. auszugeben.

Keo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel,
Casasas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar-
dinalshut. Dem spanischen Staatsfisch belastet solch ein
Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen
Herrn mit 5000 Peletas extra. Als der neue Kardinal das
Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine
Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von
60,000 Franken. In seinem Leben hatte er soviel nicht bei-
kommen. Er wandte sich an seinen Freund, den Bi-
schof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und
der sagte ihm:

— Dieser Freund, mit der Sabgier in Rom ist nicht zu
spassen die 60,000 Franken müssen ohne Aufsicht und Ent-
schuldigung hingelassen werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Vatikan nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell
Ihrer Schafe sichern werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Mühe und
Not 9000 Franken eripiert.

— Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen
wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe
herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten
Geistesfreiheit, umgeben! Während der dreißig Jahre Pri-
esterlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als
sechshundert Geistliche kennen gelernt. Ich von diesen
kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen
und den Geboten der Kirche gehoramt gelebt haben. Drei
von ihnen waren die eifrigsten Menschen, und nur der
vierte einkerkern gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief
eines Klerikers macht für gewöhnlich aus Zill und Ortho-
graphie den Eindruck, als sei er von einer Scheuermagd
geschrieben. Die Fräulein und die Sejanten wissen nicht viel
mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Untertitel be-
steht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or-
den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit
überlauten Trompetenschlägen in die Welt pocht.

Der nichtsinnige Galgenstrich fand wie uns zum Hohn,
einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schloß. Habe
ich nicht gesagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer
vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des
Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige
Tritt, die beiden Schenkeln kamen näher heran, ihre
Augen späher scharf umher; da stürzte plötzlich aus dem
dunklen Winkel ein abgelaugter, form- und farblos pudel
hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden
Polizisten bis zu dem Saufen Lumpen, unter dem das
kleine, lebende Wesen dem Vordringen des Todes seinen
letzten Widerstand leistet.

Der Pudel ist der Freund des Vagabunden. An das
Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme ab-
gegeben, ihm das dürrige, erkrankte Gesicht geleckt und
schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt,
die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war
der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe
nahe sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen
bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit
gutgemeinten Schlägen und am Ende stellten sie ihn, zwar
noch schwanfend, wieder auf seine Beine.

„Was machst Du da, kleines Unglücksbäumchen?“

Keine Antwort.

„Aber so antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, braunmige Stimme und den begleiten-
den Stoß erschreckt, brach der kleine Seruntreiber in Trä-
nen aus. Der Pudel springt an ihm empor, reibt ihm das
Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröstet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wo ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Fort.“

„Wohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . .?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“

Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete
Hand und ruft ernthaft seinen Freund, den Pudel: „Paul.“

„Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt
Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge-
schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verdammen, wäre
nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge-
trennt sind sie nur die Gasse eines Namens. Die heiligh-
sten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett-
ler und ein Hund mußten, den Docksuren gleich, eine den
Göttern selbst unbekannte Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul
herumspinnst, ein fonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot-
gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune,
von grenzenloser Färdigkeit überleuchtete Augen auf seine
menschliche Gasse, und dieser andere kleine Schmutzflak legt
in ein schönes Lächeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund
erfüllt. Verschwiegenen jeder Seelen sich jemals inniger?

Mit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern;
sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen,
eisengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vätern ge-
schmückt, zierlich herausgehoben und mit Biskuits gestütet
zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushunde nehmen
ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen
und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die,
einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verbankend, auf der
Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie
in die Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was voga-
bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß
Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Geseh. Aus
Ernennung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der
flüger ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü-
tern. Nur weil unser Pudel Hilfe für seinen Freund
braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lie-
ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidensgefährten ziehen
sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los;
das Geschick der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Sten-
pel derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer
beider Glend zu dem Glid einer Freundschaft vereinigten.

Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und
wollen sich nicht trennen. In dem Bewusstsein, den kleinen
Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig-
em Gebell umher. Da er die beiden Blauen färdlich gegen
seinen Bruder sieht, liebt der Pudel sie und faßt ein schönes
Zutrauen zu der bis her verabschiedeten Uniform. Sittet
auch vor voreiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men-
schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet,
indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.

Nun zur Wache. Der Mann erscheint behaglich, insofern
eines Fens, der eine mohlthuende Wärme ausstrahlt. Kind
und Hund fassen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwacht-
meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat,
muß er den zweibeinigen Seruntreiber ausfragen, da die
Mythrien artikulierter Laute dem Vierfüßler unbekannt
sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten.
Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind
ein Paul, das ist alles. Der Wachtmeister kratzt sich hinter
dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeiohnung nicht vor-
gesehen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten
und den Hund forszujagen. Sinuus mit dem eckhaften

Wünsche sind verschieden. Da aber die Menschen einander nicht entbehren können und einander um so mehr bedürfen, je höher sie sich kulturell entwickeln, so ließe sich immerhin eine Norm finden, welche das oberste Prinzip der Sittlichkeit klar wiedergibt. Stant hat in seinem kategorischen Imperativ eine solche Norm aufgestellt. Aber auch diese ist nicht einwandfrei und außerdem für die Masse des Volkes unverständlich. Vor und nach Stant haben andere Philosophen das Prinzip der Sittlichkeit festzustellen versucht, aber man wird nicht behaupten können, daß eine der vielen Lösungen völlig sichergestellt ist. Auch die folgenden Erörterungen sollen nicht weiter als die Klärung einer persönlichen, auf bestimmte Lebenserfahrungen begründeten Ansicht sein:

Wenn wir uns so recht in das Naturleben vertiefen, so werden wir un schwer erkennen, daß alle Naturwesen von Daseinslust erfüllt sind, daß, wenn das Leben einen Zweck hat, dieser einzig und allein die Freude sein kann. Diese Daseinslust, diese Freude zeigt sich aber nicht isoliert und beschränkt auf die Einzelwesen, sondern dieselbe durchdringt das All und reißt die Einzelwesen mit in ihre Wirbel hinein. Ein Allgefühl durchzieht die Lebewesen, und es ist, als triebe sie die Daseinslust selbst, wieder aufzugeben im Allleben, aus dem sie entstanden. Je komplizierter ein Lebewesen sich darstellt, je mehr es sich in seiner Gestalt von anderen unterscheidet, desto mehr tritt das individuelle Empfinden hervor, desto größer ist der Trieb, sich selbst auszuheben. Daneben aber besteht auch jene Neigung der Dinge, an eine größere Gesamtheit, die beim Tier als Herdentrieb, im Menschen als Menschheitsgefühl sich fundiert. Diese beiden Grundtriebe, deren Verdrängung das ausmacht, was wir unter dem Begriffe Lust oder Freude zusammenfassen, werden stets nebeneinander bestehen und man könnte sie unter dem einen Sammelbegriffe Egoismus, wenn man will, in der Weise unterbringen, daß man einen Egoismus des Einzelbewußtseins und einen solchen des Gesamtbewußtseins unterscheidet. Die Hauptfrage aber bleibt immer die Tatsache, daß beide Triebe gleichzeitig nebeneinander vorhanden sind und daß die rechte Harmonie der beiden innerhalb der Menschheit das ausmacht, was man Glückseligkeit nennt. Das „Glück Aller“ ist das Ideal aller menschlichen Ethik. Dasselbe vollkommen zu erfassen, dazu dient uns die Vernunft, bemitteln nachzusehen. Die persönliche Erfahrung, das selbst erlebte Gefühl der Freude, welches den Einzelnen stets erfüllt, wenn er jene Harmonie zeitweilig hergestellt hat, wenn er ohne Selbstaufgabe in der Selbsthingabe seine Verdrängung findet. In der Regel überwiegt der Trieb der Selbsterhaltung, die Lust am Erwerbe, die Freude an der Verneinung des eigenen Besten, der persönlichen Macht, zu Zeiten aber werden Einzelne oder auch eine Gesamtheit von entgegengesetzten Trieben ergriffen. Im religiösen Leben kennen wir bionische Nauchzustände, welche ganze Völkerschaften ergriffen und mit sich fortziehen. Nationale Aufwallungen erfüllen den Einzelnen so vollständig, daß er freiwillig zur Waffe greift. Die Volkstriebe sind Folge dieser. Der hierbei vorherrschende Trieb der Selbsthingabe kann sich aber auch spontan bei Einzelnen fundieren und zwar als Herzensgüte, Edelmut, Mitleiden am Glücke des Nebenmenschen. Freude ist der letzte Zweck und dieses Triebes, welchen man als altruistischen bezeichnet. Wahre Herzensgüte hat nichts zu tun mit irgend einer Religion, mit irgend welcher Nationalität, Rasse oder Gesellschaftsklasse. Sie steht aber eine gewisse seelische Disposition voraus, eine Empfänglichkeit für fremde Lust und Unlust und eine geringere Entfaltung der egoistischen Triebe. Herzensgüte läßt sich nicht befehlen, wie eine Sitte oder ein Gesetz, auch nicht durch irgend eine äußerliche Entlohnung herbeiführen wie etwa eine mechanische Verrichtung. Da aber dieselbe in jedem Einzelnen, wenn auch oft

Tier! Aber Paul-Wend und Paul-Sund sind damit nicht einverstanden und brechen in ein verzweifertes Geheul aus. Lachend und zugleich gerührt, beschließen die braven, von ihrem Vorhaben abzusehen. Eine Viertelstunde darauf liegen die beiden, schnell wieder beruhigten Gefährten, zärtlich aneinander geschmiegt auf der kleinen Schlafbank.

Am Morgen erscheint der Herr Polizeileutnant. Das von neuem angenommene Verbot ergibt unverändert das gleiche Ergebnis. Es bleibt nichts anders übrig, als den kleinen dem Waisenhaus zu übergeben. Nur finden sich in den Äylen schwerlich Gundeheiten für die Freunde der gefundenen Kinder. Man sieht sich einem Ausnahmefall gegenüber aber die Polizei läßt keine Ausnahme gelten. Das Kind gehört in das Waisenhaus, der Bubel in die Abdeckeri. Ein hinterwärts um den Hals geworfener Strid wird es ermöglichen, die Trennung durch ein Gewaltmittel herbeizuführen.

Ah, die Mähe ist überflüssig. Etwas hat die beiden Weien getreift — vielleicht der Klang der Stimme — und läßt sie ahnen, daß eine höhere Gewalt für immer über sie entschieden hat. Die beiden Freunde hatten sich umfaßt, wie man es vor hundert Jahren am Fuße des Schafotts tat, da es ein letztes Abschiednehmen galt. Das Kind weint ohne einen Laut, der Bubel leckt die Tränen, beide fühlen sich rettungslos verloren. „Paul, Paul,“ sagt der Kleine, worauf der Sund mit einem schrillen Winkeln antwortet, das in seiner Sprache daselbe bedeutet. Und der Zärtlichkeiten und des Schluchzens ist kein Ende. Verflucht sei das menschliche Mitleid, das einem lebenden Geschöpf das Leben kostet, und das, um einen Menschen zu retten, damit beginnt, das Beste in ihm zu töten!

Die Trennung erfolgt idross und gewaltiam. Die Tür ist noch nicht zugefallen, da bricht der Trennungsschmerz aus. Man trägt das sich sträubende, weinende Kind fort, während das unglückliche Tier an dem Stride gerit, der es dem Tode überliefert wird.

Der Mensch vergißt, das liegt in seiner Natur. Der Bubel aber wird nach wissenschaftlicher Methode erstickt oder den Studenten zur Vivisektion ausgeliefert.

Paul hat aufgehört, als Ganzes zu leben, es bleibt nur eine Hälfte, ein Bruchstück, aus dem die Gesellschaft, ich weiß nicht was, machen wird. Aber der fittliche Sund, der aus der vollendeten Liebe zweier Geschöpfe entstanden, ist ohne Gnade vernichtet, und zwar, — o Ironie des Schicksals! — aus menschlichem Mitleid!

Was macht Gott in dieser Zeit? Das Kind wäre gestorben, wenn der Sund nicht Hilfe herbeigerufen hätte; weil er den Menschen liebt und gerettet, ist er dem Tod verfallen. Und da es kein Paradies für Sunde gibt, wird die edle Tat keine Belohnung finden. Warum hat Gott, der nach freiem Ermessen Freuden in Fülle für alles Lebendige zu vergeben hat, seine ewigen Seligkeiten einer einzigen Gattung von Geschöpfen vorbehalten, da er sie alle fähig ist zu leiden und zu lieben? Ach frage nicht und frage auch ich n danach.

kaum feimbar und diesem selber vielleicht noch unbewußt, vorhanden ist, als seelische Anlage sich in ihm vorfindet, so läßt sich dieselbe weiden, nähren, pflegen und entwickeln, wenn es gelingt, in dem betreffenden, mehr egoistisch veranlagten Menschen eine Vorstellung jenes Aufgebotes, jener einzigartigen Freude zu erzeugen, welche die Klärungen der Selbsthingabe, der Herzensgüte zur Folge haben. Daß es sich hiebei durchaus nicht immer um die Preisgabe eigenen Besten, um Gefährdung der eigenen Grenzen oder gar des Lebens handelt, daß hiebei sogar in vielen Fällen materielle Güter so gut wie gar keine Rolle spielen, sei deshalb ausdrücklich hervorzuheben, weil unter dem vielgerühmten Altruismus dormal in der Regel die Akte der öffentlichen Wohltätigkeit, des vermunftlosen Mitleides und andere feineswegs aus Herzensgüte hervorühenden sogenannte „selbstlose“ Handlungen und Willensäußerungen verstanden werden, welche, weil aus Eitelkeit, Furcht, schlaue Berechnung u. i. f. entstanden, im tiefsten Grund egoistischer Natur sind, also hier gar nicht in Betracht kommen. Um das Mitleid vorwegzunehmen, so will es vielen Menschen nicht einleuchten, daß dasselbe ein ethisches Motiv nicht sein kann; und doch ist jebol gewiß, daß niemand bemitleidet sein mag, und daß die naturnotwendige Aehrseite des Mitleides der Neid ist. Der wahrhaft edle Mensch wird seinen Mitmenschen viel zu sehr als seines Gleichen betrachten, als daß er ihn bemitleidet. Er wird zum mindesten so viel Barteigebiß besitzen, seinem Mitmenschen es nicht merken zu lassen, wenn er ihm eine Wohlthat erweist. Völlig gedankenlos ist derjenige, welcher Wohlthaten nur erweist, um Dank zu ernten. Die Erwartung des Dankes bestimmt seiner Handlung jeden sittlichen Wert. Wer die Freuden kennt, welche aus der Betätigung der Herzensgüte hervorühen, weiß auch, welche Kunst und welche Feinheit dazu gehört, anderen wahre Freude zu bereiten. Er wird seinen Zweck oft mit einer Kleinigkeit, mit einer Blume oder einer garten Aufmerksamkeit ficher erreichen als mit kostspieligen Aufwendungen. Hier kann nur die eigene seelische Erfahrung entscheiden und nur berufen sie kann an der ethischen Erziehung der Menschheit mitwirken, der diese Erfahrungen besitzt und sie zu einer eigenen Lebenskunst ausgebildet hat. Die völlige Harmonie der beiden hier geschilderten Grundtriebe ist die Voraussetzung des Glückes des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Ausland.

Breslau. Der hiesige sozialdemokratische Verein beschloß auf Anregung aus seiner Mitte den Antrag an den diesjährigen Parteitag, daß letzterer den Parteigenossen den Austritt aus der Kirche empfehle. Bei der gegenwärtigen Situation wird die Kirchen-Austrittsfrage wohl eine recht lebhafte Erörterung auf dem Parteitage der Sozialdemokratie auslösen, an der sich eben, freireligiöse und freidenkerische Delegierte gern beteiligen werden. Wer als Aufgeklärter die Staatskirche verläßt, entspricht nicht nur seiner Überzeugungspflicht, sondern auch seinem Programm, welches Abschaffung des Staatskirchentums und Erklärung der Religion als Privatangelegenheit verlangt. Nur der aus der Kirche Geschiedene untersteht nicht mehr eine als Staatsinstitution privilegierte Zwangsreligion, die doch programmatisch „abgeschafft“ werden soll.

Auf dem Sterbetecke hat der berühmte amerikanische Astronom Professor Simon Newcomb, dessen Tod man dieser Tage meldete, sein Lebenswerk beendet. Als der Professor vor ungefähr vier Wochen erkrankte und erfuhr, daß sein Zustand hoffnungslos wäre, engagierte er sofort eine Anzahl Stenographen und diktierte ihnen in aller Eile das Werk, dessen Abschluß sein Leben frönen sollte, seine große Arbeit über den Mond. Es war ihm die Genugtuung vergönnt, noch wenige Tage vor seinem Tode den letzten Bogen dem Drucker übergeben zu können. — So bereitete man sich würdig auf das Ende vor und schließt sein Leben für dieses ab, nicht für andere Welten.

Irland. Im August kam es in Durgau zwischen Katholiken und Protestanten zu heftigen Zusammenstößen. Die Protestanten griffen die Käden der Katholiken an. Bis Mitternacht bombardierte man sich gegenseitig mit Steinen. Als die Polizei eingriff, wandten sich die beiden feindlichen Lager gegen sie und übergriffen sie mit Steinen. Die Polizisten, die nur in geringer Zahl waren, unternahmen Angriff auf Angriff, ohne daß es ihnen gelang, die Menge zu zerstreuen. Es gab einen Toten und etwa sechzig mehr oder weniger schwer Verwundete, unter den letztern zwei-unbzwanzig Polizisten.

Schweiz.

Graubünden. Eine christliche Synode herrscht in der Gemeinde Zuoz. Freireligiöse Geistliche Graubündens fordern ihre Kollegen auf, diese Gemeinde zu boykottieren, weil dieselbe ihren Geistlichen, einen alten 70jährigen Greis, weggenählt haben mit der Begründung, er sei zu orthodox und spende in den Grabreden zu wenig Trost.

Katholische oder protestantische Bahnangelegenheit. Im „Bund“ wurde folgende Zuschrift veröffentlicht: „Auf der Saltefelle Zillstorf der Bern-Freiburger Linie beordert eine Frau den Dienst. Vor einiger Zeit stellte es sich ihm bei einer Revision ihrer Rechnungen heraus, daß eine Summe von gegen 200 Fr. fehlte. — Die Frau behauptete dem Revisor gegenüber, sie hätte die Summe an die Kreisfalle nach Luganma abgeliefert, die sofortige Nachfrage aber ergab, daß diese Angabe falsch war, in Kaufmanne war keine Sendung von ihr eingelaufen. Die Frau wurde darauf unverzüglich aus dem Dienst entlassen und ein Angestellter der Station Schmitt an ihrer Stelle gewählt. Der Vertrag war perfekt — aber es sollte doch anders kommen. Als der Beamte von Schmitt nach Zillstorf übersiedeln wollte, wurde ihm plötzlich mitgeteilt, man habe die Frau nun doch in ihrer Stellung belassen. Woher wohl dieser plötzliche Wechsel? Ein Allgewaltiger von Freiburg hatte sich der Sache angenommen. Die entlassene Frau ist gut katholisch, der an ihre Stelle Gewählte aber — ein protestantischer Berner! Das sagte Herrn Wythou nicht. Er erklärte, er wolle keinen Berner auf der freiburgischen Station Zillstorf und die Kreisdirektion in Kaufmanne gab nach. Die Frau bleibt also trotz ihrer Verfehlungen auf ihrem Posten!“

Ganz recht so. Die Frau wird wahrscheinlich die begangene „Sünde“ im Bewußtsein einem konfurierten Stellvertreter Gottes gebedichtet und von ihm die Absolution empfangen haben, so daß sie nach katholischer Auffassung

nummehr von ihrer Schuld wieder gereinigt ist. Deswegen hat sie volles Recht trotz ihrer Verfehlung, von neuem die Kassengehäfte an der Saltefelle Zillstorf zu bejahren. — Vor der nächsten Kassenrevision geht sie eben wieder zur Weichte!

Einfielern. Es wird berichtet, daß in dem bekannten Wallfahrtsorte Einfielern das „fromme“ Geschäft in allerhand unnützen katholischen Zindefreartikeln, wie Rosenkränzen, Gebetbüchern, Heiligenbildern, Wallfahrtsandenken und sonstigen religiösen Tand, in letzter Zeit sehr zuriid gegangen ist, so daß die daselbst bestehenden großen Fabriken den größten Teil ihrer Arbeiter entlassen mußten.

Schweiz, Katholikentag in Zug. Am Sonntag, den 22. August und dem folgenden Tag fand in Zug der III. schweiz. Katholikentag statt, der Tausende von Katholiken aus allen Gegenden der Schweiz an den Tagungsort gelockt hat. Seit Wochen war energisch die Reframetrommel gerührt worden und so war es kein Wunder, daß die Kundgebung eine große Beteiligung seitens der katholischen Bevölkerung aufzuweisen hatte und eine gewaltige Manifestation für die katholische Superiorität auf allen Gebieten wurde. Es ist nicht übertrieben, wenn gesagt wird, daß im Mittelpunkt aller Referate und Versammlungen das Freidenkertum stand, der böse, milderwindliche Feind, der seit mehr als einem Jahre nun auch in der deutschsprachigen Schweiz Fuß gefaßt hat, um Schritt für Schritt an Boden zu gewinnen. Und das ist für uns Freidenker das wichtigste Ergebnis dieser Tagung, daß der gewaltige Zeitaufwand und die unzähligen Angriffe, die dem „Freidenkertum“ daselbst gewidmet wurden, beweisen, daß man auch in diesen erektionären Kreisen vor einer weiteren Ausdehnung unserer Bewegung erschüttert, weil man ihr hilflos gegenübersteht. Aus den Reden war zu erhellen, daß die guten Schweizer Patrioten, als welche sie sich aufstellten, ohne Skrupel bereit sind, die wertvollsten kulturellen und politischen Freiheitsrechte des Volkes preiszugeben, wenn es von Vorteil für die Befestigung des katholischen Einflusses ist. Dies trat deutlich hervor, als das Verlangen erhoben wurde, daß beim künftigen eidgenössischen Strafgesetzbuch Strafbestimmungen aufgenommen werden sollen, die im Widerspruch zu den Rechtsgarantien der Bundesverfassung stehen.

Unsere Bewegung.

Sorgen. Am Freitag, den 27. August fand in Sorgen die erste Freidenkerversammlung statt, die einen guten und erfolgreichen Verlauf nahm. Redakteur Richter erörtere die Gegenstände der alten christlichen und der neuen monistischen Weltanschauung und nahm zu der großen Heuchelei Stellung, die heute gerade in religiösen Fragen bei fast allen Schichten der Bevölkerung anzutreffen sei. Zur Klärung der Verhältnisse sei es notwendig, daß alle diejenigen, die im Innern mit der Kirche gebrochen haben, definitiv den Austritt aus derselben erklären. In der anschließenden Diskussion suchte zuerst Herr Pfarrer Nagler die christlichen Grundzüge zu verteidigen, einleitend darauf hinzuweisen, daß er bei den Erwartungen, die er beim Besuch dieser Versammlung gehabt habe, gestehen müsse, daß er durch den Vortrag des Referenten angelehnt enttäuscht worden ist. Die Diskussion, an der sich außerdem noch ein weiterer Geistlicher mit dem Veruche die christliche Ethik als Ideal hinzustellen, beteiligte, endete nachdem auch Ruten das Wort ergriffen hatten, mit dem Schlussworte des Referenten, das in der Aufforderung zur Gründung eines Freidenkervereins gipfelte. Der Appell hatte vollen Erfolg, indem sich mehrere Duzend der Anwesenden in die Listen einschrieben. Die konstituierende Sitzung findet Mitte September statt, und werden die Interessenten dazu schriftlich eingeladen. — Der große Erfolg der Sorgenversammlung ist in erster Linie auf die rege Unterthügung der Arbeiterunion Sorgen zurückzuführen, wofür auch an dieser Stelle nochmal herzlich gedankt werden soll.

Unsere Bundesmitglieder werden hiedurch benachrichtigt, daß rückständige Bundesbeiträge mit der nächsten Nummer des „Freidenker“ per Nachnahme eingezogen werden. Desgleichen auch die Beiträge für das 4. Quartal.

Freidenkerverein Neuenburg. Am Mittwoch den 8. September, abends 8½, Uhr präzis, im Café „Grüti“ Vortrag mit anschließender freier Diskussion. Thema: Sozialismus, Individualismus und Freidenkertum.

Jedermann, besonders die Frauenwelt, die „Erzieherin“ unserer Zukunft, ist herzgl. willkommen!

Freidenkerverein Zürich. Ordentliche Monatsversammlung Dienstag, den 7. September, abends 8½, Uhr, im hinteren Stiegen, Hellwengplatz.

Zahlreiches Erscheinen erwartet Der Vorstand.

Konstituierung der Bundesgeschäftsstelle.

Gemäß den Bestimmungen des neuen Bundesstatut hat sich die Geschäftsstelle des deutsch-schweiz. Freidenkerbundes wie folgt konstituiert:

Engere Geschäftsstelle:

Otto Rüthen, Zürich.
J. Ramsperger, Zürich.
A. Richter, Zürich.

Erweiterte Geschäftsstelle:

Frs. Duf, Zugern.
D. Castelleja, Schöffland.
F. Lange, St. Gallen.
A. Lambert, Bern.

Bücher-Einlauf.

Am Morgen einer neuen Zeit. Weltbild von R. Neupert.

Göbele u. Kaiser, Dornbirn. Mk. 1.—

Simmet auf Erden, von Eduard Lautenberg. Verlag Dr. Ed. Lautenberg, Neuenburg. Fr. 4.—

Arbeiter-Philosophen und -Dichter. Herausgegeben von Adolf Rebenstein. Verlag: Eberhard Fromwin, Ausliefer.: Morgen-Verlag, Berlin W., Potsdamerstraße 4, 1909.

Der Autor des Buches „Was der Tiefe“, den ich bereits im „Freidenker“ rezensiert habe, hat nun hier eine Reihe Dichtungen aus Arbeiterkreisen veröffentlicht, die in ihrer Art auch Interesse und Beachtung verdienen. Sie seien hienit bestens empfohlen. Jorel.

Redaktion: A. Richter, Zürich.
Druck von Conzett & Cie., Zürich III.